

Vom Heirathen.

Die Art und Weise, sich eine Frau zu verschaffen, ist bei den Völkern der Erde sehr verschieden. Sie und da, so bei einigen Indianerstämmen, findet sich die Anschauung, daß das Weib ein Gegenstand sei, den der Stärkere dem Schwächeren jederzeit nehmen dürfe. Diese Auffassung leitet zu einem Erwerb des Weibes durch Wettkampf. Bei den Indianern der Gegend um die Ganges- und Indus-Flüsse, bei den Arabern, bei den Chinesen (Süd-Amerika) führt unter mehreren Bewerbern derjenige die Braut heim, welcher einen schweren Holzblock am weitesten tragen oder im Laufe aufstehen und am weitesten werfen kann. Bei mehreren Stämmen der Indos brados von Peru werden die Jungfrauen als Preis ausgesetzt und die jüngeren Männer müssen untereinander um Leben und Tod für sie kämpfen. Die alten Krieger sind dabei die Schwelger. Dem entspricht es in Alterthum, wenn Atlanta sich dem besten Läufer ergiebt, oder in Neu-Seeland, wenn zwei Bewerber das Mädchen zu einem Arme fassen und derjenige es erwischt, welcher es zu sich hinholt. Im Aletenreiche in Merito wurde, wenn mehrere sich um ein Mädchen bewarben, die Entscheidung durch eine Art von Duell herbeigeführt.

Auf gewissen Entwicklungsstufen ist der Raub die regelmäßige Form, zu einem Weibe zu gelangen; namentlich werden die Frauen gern aus fremden Stämmen entführt. Letztere Sitte herrscht bei den ausgedehnten Tasmanien, sowie bei den Papuanen Neu-Guineas und auf den Fidschi-Inseln. Noch heute muß der Samojebe und der Lappe sich mit List oder Gemali eines Mädchens aus fremdem Stamme bemächtigen. Dem Gebrauche des Frauenraubes bezeugen wir auch in den Traditionen zahlreicher Völker, z. B. in jener Erzählung der Bibel, wonach die Männer des Stammes Benjamin die zum Tanz versammelten Töchter Silchs entführten, sowie in der bekannten römischen Sage vom Raube der Sabinerinnen, in welcher der in den römischen Sitten als Cerimonie fortlebende Frauenraub in historischer Form gebracht war. Wie verbreitet diese Sitte in aller Zeit war, geht daraus hervor, daß sie sich bei vielen Völkern, bei denen mildere Sitten die Oberhand gewonnen, als ceremonieller Gebrauch erhielt. So führten nach Plutarchs Bericht bei den Spartanern, obwohl bei ihnen die Ehen unter Einwilligung der betheiligten Familien geschlossen wurden, die Freunde des Bräutigams einer Scene auf, die eine gewaltsame Entführung der Braut vorstellte. Derselbe Gebrauch herrschte noch vor wenigen Generationen in Wales, wo die kriegerisch ausgerüsteten Freunde des Bräutigams die Braut entführten. In Irland wurden sogar Epere gegen die Angehörigen der Braut geschleubert, allerdings aus einer Entfernung, daß eine Verletzung ausgeschlossen war. Trotzdem ereigneten sich zuweilen bei solchem Scheintampfe in Folge von Unvorsichtigkeit Unfälle und ein solcher Unfall, der für einen gewöhnlichen Verdacht den Verlust eines Auges zur Folge hatte, scheint dieser Sitte ein Ende gemacht zu haben.

Eine andere Art des Erwerbes von Frauen ist der Brautkauf. Als nacten Brautkauf finden wir die Ehe z. B. in Afrika. Man erkaufte sich vielfach schandernd und feilschend über den Kauf der Braut, wie über ein anderes Kaufobjekt. Aber nicht bloß in Afrika, auch unter den Beduinen Süd-Arabien ist das der Fall. In Süd-Afrika wird der Kaufpreis gewöhnlich nach Ochsen ausgedrückt und die Mädchen erscheinen nicht billig taxirt; bei den Kaffern zählt der Bräutigam wohl 6 bis 30 Ochsen für die Braut. Für den Mann, der eine Anzahl Töchter besitzt, ist also die Heirath oft ein sehr profitables Geschäft und kann (im großen Gegenstände zu unseren Verhältnissen) zu einer Quelle des Reichthums werden; denn indem er sie verkauft, bekommt er vielfach herein, was ihm die eigene Ehe hätte gekostet. Von diesem Standpunkte aus erscheint somit die Frau als eine ganz gute Kapitalanlage. Speculative Hauptlinge haben sogar aus dem Umstände, daß der Besitz der Tochter unter Vaterrecht zu einem Ausflusse der väterlichen Macht geworden ist, Nutzen gezogen. Sie versuchten im Großen, was die armen Arelanen nur gütigenfalls im Kleinen thaten; sie etablierten ein Geschäft in Bräuten. So riefte der Basutohäuptling Moschane, als er 1815 zur Regierung gelangte, das Volk dadurch für sich zu gewinnen, daß er sein Viehvermögen dazu verwendete, den armen Leuten, die aus Mangel an Mitteln keinen Junggesellen bleiben mußten, zu dem ersehnten Weibe zu verhelfen. Gleichwohl er es so einzurichten, daß keine Vermittlung eine ganz gute Kapitalanlage wurde. Indem er nämlich einem Unterthanen um ein paar Ochsen ein Weib kaufte, bedang er sich aus dem Ertrag als Kapitalrückzahlung aus. So hielt ihm also alle Töchter aus solchen Ehen anheim und da er diese schon nach zwölf Jahren wieder verkaufen konnte, so floß ihm kein Anlagecapital bald und reichlich zurück. Kein Finanzkünstler aber hat noch die alten Könige von Dahomey übertraffen, welche, indem sie das Vaterrecht im Stamme auf sich bezogen und beschränkten, als Väter desselben die geschäftigsten aller Väter, die Frau für sich im ganzen Staate monopolistisch haben. Dort zog der König die volle Konsequenz aus der Königsvorstellung, wie sie noch in Ost-Asien lebt; er betrachtete sich als den großen Familienvater aller und sonach für den

Herrn und Mündhaber aller Frauen und verkaufte sie für seine Rechnung den Unterthanen zur Ehe.

Auch die altindischen Ehen sind echte Kaufehen im ausgesprochenen Sinne. Die Texte sprechen unbemüht vom „Erlaufen zum Weibe“, vom „Kaufpreise einer Jungfrau“ als von dem Gewöhnlichen.

Das Gleiche gilt von der altgriechischen Ehe. Der Preis der Braut wird ganz, wie es heute in Süd-Afrika üblich ist, nach Kindern bestimmt; nur müssen letztere bedeutend werthvoller gewesen sein, als sie es heute in Afrika sind; denn einmal schätzte Homer sogar ein funfthundertjähriges Weib nur auf vier Felsdachsen. So galt es für ein Mädchen, Töchter zu besitzen, denn sie sind „Kindererwerbend“, sie bringen dem Vater Kinder zum Austausch ins Haus.

Daß auch die germanische Ehe ganz auf demselben Grunde ruhte, ist schon wiederholt gesagt worden. Noche auch Tacitus nichts gesehen haben als Mitgift und Morgengabe, so sprechen doch die Volksrechte ganz unzweideutig vom „Preis emtionis“, dem Kaufpreise, und das sächsische Möchte wohl gar einen Tarif aufstellen, indem es sagt: Wer ein Weib heimführen will, der gebe den Eltern dreihundert Schillinge. Von den Dithmarschern erzählt Neocorus, daß sie ihre Töchter ohne Brautkauf verloben und verheirathen; es schenkt und bezahlet der Bräutigam dem, in dessen Gewalt die Braut ist, so viel, als unter ihnen bewilligt und beliebt wurde.“

Eine weniger verbreitete Form des Frauenkaufes ist der Tausch. Sie scheint sich bei den Malaien und einigen abessinischen Völkern zu finden. Wer sich ein Weib verschaffen will, giebt dafür seine Schwester oder eine andere Frau, die er etwa aus einem benachbarten Stamme entführt hat. Auch in Australien besteht eine derartige Tauschmethode, indem der Bräutigam für das noch unverheiratete Mädchen, das er sich vermählt, seine eigene Schwester oder eine nahe Verwandte aus seiner oder seines Vaters Mündschaft dem fremden Stamme hinholt.

Bei zahlreichen Völkern findet man endlich die Sitte, daß die Braut durch Dienst bei den Schwiegereltern erworben wird. Das ist der Fall bei manchen nordamerikanischen Indianerstämmen, bei den Brasilianischen Indianern, bei den Bantai auf Sumatra, bei Tagalen auf den Philippinen; ebenso verdient nach dem Berichte der Bibel Jakob seine Frau.

Nur ganz vereinzelt kommt es vor, daß die Weiber sich die Männer wählen; bei den Bissiren z. B. soll der Mann die Frau, welche ihn wählt, heirathen müssen, falls er dem Vater ihren Preis bezahlen kann, und von einigen Ortschäften in Nicaragua wird berichtet, daß die Mädchen sich aus den bei Festmahlen versammelten Junggesellen ihre Männer wählen.

Haben wir im Voranstehenden die verschiedenen Arten, wie sich die Völker Frauen erwerben, kennen gelernt, so soll im Folgenden noch einiger felsamer Hochzeitsgebräuche gedacht werden.

Sehr verbreitet ist z. B. die Sitte, den Ehebund durch gemeinsames Genießen von derselben Speise und demselben Trank abzuschießen. Hält dabei die Sitte an einer bestimmten alterthümlichen Speise fest, wie z. B. an gerösteten Getreidekörnern, so entstehen Formen wie die römischen Konfarration. Von einer Speise essen und einem Trank trinken gilt überhaupt als Ausdruck enger Verbrüderung und künstlicher Blutsverbindung. Darum ist noch heute das gemeinsame Mahl auch bei der deutschen Hochzeit keineswegs das Letzte und Kleinste und es hat sich außerdem die Sitte erhalten, daß der Braut und dem Bräutigam vorab gewisse Speisen und Getränke zum gemeinsamen Genuße gereicht werden. Auch wird bei der Hochzeit selbst sehr gern auf die veralteten Gerichte der Vorfahren zurückgegriffen. So kommt in Böhmen bei Hochzeiten regelmäßig die sonst ziemlich verdünnte Hirtse wieder zu Ehren und anderswo greift man selbst auf die gerösteten Seltkornen wieder zurück. Brasilianische Indianer thun gemeinschaftlich einen Trunk Branntwein — und die Ehe ist geschlossen. Die jersischen Brautleute trinten dreimal aus demselben Glase rothen Wein. Auch die chinesische Hochzeit wird durch gemeinsames Essen und Trinken der Eheleute eingeleitet. Doch trinten diese nicht aus einem einzigen Glase, sondern sie wechseln zwei Gläser, welche durch einen „rothen“ Faden verbunden sind. Das „Zusammensetzen“ als Zeichen des Ehebundes kennen außerdem sowohl die Indianer von Süd-Amerika, als auch die Lappen in Scandinavien. Bei den Mandanas auf den Philippinen wird diese Sitte folgendermaßen gehandhabt: Die Brautleute essen zusammen aus einer Schüssel in Wasser gelochten Reis, wobei sie sich gegenseitig die Bissen zustecken. Dazzu taucht jedes eine Bittelportion; die ausgegautete die „Sapa“ wird dann ausgetauscht und weiter getaucht. Diese letztere etelbaste Sitte ist auch bei Verlobten der übrigen Malaienstämme des ostindischen Archipels im Gebrauche.

Recht wunderliche Hochzeitsgebräuche sind ferner folgende:

Die Geschlechtsung der Wuita in Neu-Guinea geschieht dadurch, daß sich die Verlobten gegenseitig eine Wunde an der Stirn beibringen, so daß Blut fließt. Auf den Neuholländern ist es Sitte, den sich verheirathenden Frauen zwei Vorberzähne der oberen Zahnreihe einzuschlagen und dazu noch in sehr verderblicher Weise; es wird nämlich ein Stod gegen

dieselben geschlagen und mit einem Stein ein trügerischer Schlag geführt. In Australien werden der jungen Frau von einem alten Weibe zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand abgebeissen; erst dann wird sie der Aufnahme unter die verheiratheten Frauen würdig erkannt. Auf Banabe, einer der mitronesischen Inseln, wird die Braut mit gewissen Zeichen kastirt. Nach Landsdell nahm in Sibirien in alten Zeiten der Bräutigam eine Peitsche mit in die Kirche und berührte bei einer Stelle der heiligen Handlung mit derselben leicht den Rücken der Braut, zum Zeichen, daß sie ihm unterwürdig sei. Bei den Timanis in Nordwest-Afrika stellt der Schmie der Braut die Zähne und schmiert Mann und Frau mit einem eisernen Ringe am Handgelenke zusammen. Beispiele dafür, daß der Schmie bei Verheirathungen mitwirkt, finden sich auch im Kaukasus. Bei den tunesischen Juden ist das Mädchen bereits eine Woche vor der Hochzeit das Opfer angestammter Gebete, die Hauptperson der Hochzeitsfeierlichkeiten selbst ist aber Niemand geringerer als der — Barbier; er leitet die Festlichkeiten und giebt dem Paare gute Lehren.

Bei vielen Völkern wird in der Ehe durch keinerlei Hochzeitsfeierlichkeiten eingeleitet. Die Mandinos in West-Afrika z. B. verheirathen, veranstalten keine Cerimonie bei Vereinigung eines Paares. Dasselbe berichtet Hutten von den Aschantis. Lavalant wieder behauptet, daß auch manchen Hottentotten Hochzeitsgebräuche fremd seien, und nach Wood sind die Buschmänner nicht im Stande, einen Unterschied zwischen einem verheiratheten und einem ledigen Frauenzimmer in ihrer Sprache auszudrücken. Wie Oberst Dalton mittheilt, haben auch die Keriaks in Mittelindien in ihrer Mutterprache kein Wort für Hochzeit. Dasselbe trifft ferner nach Angabe spanischer Missionäre bei den Indianern Californiens zu. Aus den angeführten Thatsachen folgt übrigens keineswegs, daß allen jenen Völkern, welche die Ehe in so formloser Weise abschließen, dieselbe auch als etwas sehr Gleichgültiges gelte.

Frau Grulichs Kur.

Novellette von Therese Ra.

Ungebuldig trippelte Frau Grulich in der breiten, schönen Schellingstraße der bayerischen Hauptstadt am Gitter des Schulgartens entlang, der hier um die Ecke herum in die Türkenstraße einbiegt, hin und her.

„Ach“, seufzte sie fast hörbar, „wäre ich doch lieber selbst in die Apotheke gegangen. Die Luise hält sicherlich wieder einen endlosen Plausch mit einer Bekannten, und Neß, das arme, süße Geschöpf, kann unterdessen hilflos verschmachten.“

Es war kein freundlicher Tag. Die grau Färbung eines nebeligen, feuchtkalten, schneelosen Winterabends lag drückend auf Gassen und Straßen, und nur wenige Fußgänger belebten den Platz. Eine kleine, frostbedene Kindergestalt trat dicht an Frau Grulich heran und unterbrach mit klagernder Stimme den Gedankengang der ungeduligen Dame.

„Ach, Frau Grulich, schenken Sie mir bitte ein Fünfsennigstück.“ „Auf, Kleiner, schäme dich! So ein Ankrups, und verlegst dich schon auf's Betteln. Und wie bestimmt: Gerade ein Fünfsennigstück willst du haben?“

„Ja, ich sollte für mein Schwesterchen Semmeln kaufen“, erzählte der Knabe weinend. „Ach... und da glitten mir die fünf Pfennig zwischen den Fingern hindurch auf das Pflaster... und ich kann sie nicht mehr finden. Und jetzt bekommt die Grete keine Semmeln, und wenn ich heim komme, so schlägt mich die Tante... Oh, oh, das wollte ich gern ertragen, aber die arme, trankte Grete freute sich schon so darauf.“

„Das ist freilich eine milchliche Geschichte, und du stehst recht in der Patzsch... aber sage mir, Kleiner, woher weißt du denn meinen Namen? Ich kann mich nicht erinnern, dich jemals gesehen zu haben.“

„D, Frau Grulich, Sie kenne ich gut, wir wohnen ja auch in der Nordendstraße, gerade Ihrem Hause gegenüber in der Mansarde. Von unserem Stübchen sehen wir gerade auf Ihre großen Fenster mit den blanten Scheiben hinab. Und die Grete spricht alle Tage von Ihnen, so sehr hat ihr der schöne Christbaum gefallen, der am heiligen Abend bei Ihnen gebrannt hat. Und sie sagt immer, Ihre Kinder müßten doch viel, viel braver sein, als wir, weil das Christkind nur ein paar Kerzlein und miteinander ein verziertes Lebucherz bescheerte.“

Die Dunkelheit der vorgerückten Abendstunde verdrängte Frau Grulichs erglühende Wogen, und der kleine schwarzhaarige Junge war viel zu sehr mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, um das heilige Verstummen und die Verlegenheit der seinen Dame zu bemerken. Eigrig fuhr er fort:

„Sie ist auch sehr traurig geworden deshalb, aber nachher sind wir niederkniet und haben zum Christkindchen gebetet, es solle uns doch im nächsten Jahre auch so einen schönen Christbaum bringen mit vielen Kindern daran; wir wollten gewiß recht brav sein, daß die Tante nicht immerfort mit uns zantem muß.“

„Habt ihr denn keine Eltern mehr?“ fragte Frau Grulich jetzt in geprehtem Tone.

„Nein, Vater und Mutter sind schon lange tot, und wir haben Niemand auf der Welt, als die Tante Thremols. Sie ist aber alt und kann nicht mehr recht gehen, und wir sind ihr eine harte Last. Ich sehe das gut ein, und wenn die trankte Grete nicht wäre, würde ich schon längst davongelaufen sein und wüßte recht gut, wie ich mich fortbringen wollte.“

Während der Knabe noch sprach, kam ahnungslos die säumige Luise herangelaufen.

„Ach, gnädige Frau, entschuldigen Sie mein langes Ausbleiben, aber während der Apotheke die Arznei herstellte, bin ich schnell noch einmal in die Veterinärstraße hinübergelaufen zum Arzt. Wir hatten bei seinem Besuche doch ganz vergessen zu fragen, was zu thun sei, wenn Neß wieder den argen Schüttelfrost bekommt.“

„Ach, Frau Grulich, ist Ihr Kindlein auch krank?“ fragte jetzt der gespannt aufhorchende Knabe in bedauerndem Tone. „Da müssen Sie ihm nur Hafertgrütze und gute Milch kaufen, dann kommt es zu Kräften. Wenn die Grete das immer bekommt, wäre sie schon lange nicht mehr trank.“

„Was plaudert denn der lede Junge da für Zeug her!“ rief Luise entsetzt aus. „Geiß packst du dich von der Stelle! Was hast du dich herzubringen, du schamloser Fraß, und in die Gespräche fremder Leute zu mischen?“

„Nicht doch, Luise, schilt den Knaben nicht“, sagte beschwichtigend Frau Grulich, die sichtlich ihre Fassung noch immer nicht gewonnen hatte. „Hier, Kleiner, hast du ein Matzstück, kaufte für deine Schwester zum Weisbrod noch Hafertgrütze und Milch, aber dann spüte dich eilends nach Hause.“

„D gnädige Frau!“ meinte jetzt Luise, „entschuldigen Sie meine Eiprede, aber dem Gesellenlungerer da gleich eine Morl nachzumerfen, ist denn doch ein bißchen viel. Weiß Gott, was Ihnen der Schlingel für ein Märchen vorzählt hat; berst Volk wird ja abgerichtet dazu und laßt sich voll Freude ins Fäultnis über einen gelungenen Streich. Gnädige Frau geben ja alljährlich so viel für Vereine und Sammlungen aus, das sollte Ihrem gültigen Herzen doch vollauf genügen. Wozu sich mit diesem Vagabond die Hände beschmutzen?“

Herrin und Magd hatten mittlerweile die kurze Straße bis zur Nordendstraße zurückgelegt. Sie stiegen die breite, hell erleuchtete Treppe des Hauses hinan und fanden — nicht etwa ein krankes, sich bange nach der Mutter sehndes Kind, sondern einen auf seidenen Kisseln verendeten Hund.

Die zweite Dienerin Frau Grulichs stürzte den Antommenden händingend entgegen und behauptete ein um das andere Mal, daß sie in der Wartung des anvertrauten Patienten gewiß nichts versäumt habe, aber auf einmal seien so böse Judungen und Krämpfe gekommen, noch einmal habe sich das arme Hündchen gestreckt, dann sei es damit aus gewesen.

„Ja, Erzeuz, ich glaube dir schon“, verlegte die Gebieterin ganz auffallend ruhig. „Tragt das Thier einweisen in die Badestube hinunter und sorgt dafür, daß es der Hausdiener morgen in einem Winkel des Gartens verscharrt.“

Häufig und traumend stredten die Mäße in der Küche draußen ihre Köpfe zusammen. War es doch etwas Unhörtes, daß die Gnädige keine Wehrkräfte betam über den Tod der reizenden Neß, des verhäßlichen Windspiels, das doch weit über allen sonstigen Liebhabeereien der reichen Dame gestanden und dessen Wohlbehinden ihr eigentlich oftmals mehr als das eigene am Herzen gelegen hatte. Dann war doch immer geplant gewesen, falls dem Liebling ein Unglück zustoßen sollte, würde er vor der neu angelegten Fensterrampe begraben und die Stätte durch eine Trauerweide sinnig bezeichnet werden. Und jetzt stah allein Pruntes dieser kurze Befehl: das Thier solle in einem Winkel des Gartens eingescharrt werden.

Am nächsten Vormittag erschien Vetter Richard. Er wohnte in dem Hause nebenan, hatte bereits von dem Trauerfall Kunde erhalten und kam jetzt, um als der allezeit aufmerksame Vetter die Cousine zu trösten. Aber auch er war betroffen über ihre Ruhe; sie war wohl etwas ernst gestimmt, bewegte sich aber sonst vollständig in den Grenzen des Gewöhnlichen.

Nichtsdestoweniger glaubte er aber doch den sichtlich ausgedachten Beileidspruch herlegen zu müssen, sich zugleich erbittend, die Cousine, sobald sie es wünschte, zu dem neuen Hundeführer an der Sonnenstraße zu führen. Erst gestern habe er gesehen, erzählte er, daß derselbe ein ganzes Reitt allerliebster junger Schötherbunde besitze. Die Cousine jedoch so an die Begegnung eines Bretteiters dieser unergleichlichen Thiergattung gewöhnt, daß sie nicht in kürzester Zeit wieder solch ein neues Hündchen anschaffen müsse.

Frau Grulich sah den Vetter mit einem seltsamen Blicke an und entgegnete eifrig: „Ich danke dir, Richard, für dein freundliches Anerbieten und nehme dich schon heute Nachmittag beim Wort, indem ich mir deine Begleitung erblicte. Du hast recht, ich muß an Ertrag denken, aber weißt du, lieber Vetter, der Gang in die Sonnenstraße ist mir etwas zu weit, und ich denke, daß ich viel näher das Richtige finde.“

Der behäbige Vetter war etwas erstaunt über den Weg, den seine Cousine einschlug, und erlorn nicht ohne Beschwerte die heißen Treppen, welche in das Dachflüßchen des gegenüberliegenden Hauses führten, wo Frau Thremols mit

zwei verlassenen Waisen lebte.

Und der Erfolg dieses Ganges? Als Frau Grulich zur schönen Jahreszeit in ihrer gewohnten Sommerfrische am Starnbergersee weilte, war sie von dem berghigen flachstöpfigen Mädchen begleitet, das man sich denken konnte, und ein netter, anstelliger Junge erwies ihr allerlei kleine Pagendienste. Und in jenen Tagen, wo des Christkindleins geheimnißvolles Walten alle Kinderberzergen in Spannung erhält, fand das Gebet der kleinen Grete Erhöhung, denn es war ihr und dem Bruder ein feenhafter Lichterbaum bescheert worden, wie sie selbst in ihren allerhöchsten Träumen noch keinen geschaut.

Und Frau Grulich lockte dabei das Entzücken der Kinder die hellen Thränen in die Augen. Voll Scham und Neue gedachte sie jetzt des letzten Weihnachtsebens, an dem sie die schmude Tanne mit saftigen Wirtchen, belegten Schinkenbröckchen und Zuderplätzchen behangen hatte und sich halb trant lachte über die postfischen Sprünge, die Neß nach den verlodenden Schätzen des Baumes vollführte, während drüben in der Dachkammer unterdessen das trankte, hungrende Kind kniete und bittend seine Händchen dem Christkind entgegenstreckte, daß es ihm doch auch solche Pracht gewähren möge, wie sie dem unvernünftigen Thiere aufgebaut hatte!

Über die Begegnung mit dem kleinen Berlussträger an jenem nebelhaften Dezemberabend war ihr tief zu Herzen gedungen, und was bis dahin weder ernste Vorstellungen, noch heisende Spottreden vermocht hatten, war der schlichten Erzählung des Knaben gelungen. In einer schlaflosen Nacht hatte die Frau nicht nur das Lächerliche, sondern auch das schredende Unrecht ihrer übertriebenen Vorliebe für alle Neß, Kato, Ami und deren Genossen eingesehen. War es denn möglich: sie liebste und häßlicste diese Thiere, vergewaltete damit viele Stunden, verschaffte ihnen die seltensten Lederbissen, schenkte für ihr Wohlbehinden weder Mühe noch Kosten, und wenige Schritte von ihr gab es Menschen, die nach Brot und Liebe schmachteten?

„Eine neue Laune der kapriziösen Dame, die bald wieder vergehen wird“, sagten die Bekannten Frau Grulichs, als sie halt wie bisher Hund und Katzen zwei elternlosen Waisen ihre innige Sorgfalt zuwendete.

Diese „Laune“ aber ging nicht vorüber, weil es eben diesmal keine war, sondern eine ernst aufgefaßte Lebensaufgabe. Ist aber ein guter Mensch erst einmal ganz und voll von einer solchen durchdrungen, dann läßt sie ihn auch nicht mehr los.

Ein ausserordentliches Volk.

Der kürzlich von einer dreijährigen abenteuerreichen Reise durch Rußland, Sibirien, Kleinasien, die Kirgisensteppen, Syrien u. s. w. nach Brüssel zurückgekehrte belgische Völkerforscher Alphonse Mallot widmet in seinem höchst interessanten Reiseverste dem Volke der T u r k m e n e n, deren Gastfreundschaft er längere Zeit genossen hat und deren viele gute Eigenschaften ihm förmlich begeistert haben, ein langes Kapitel. Er bezieht die Turkmeneu als das interessanteste und sympathischste von den 44 unter dem Scepter des „weißen Zars“ lebenden Völkern und beklagt es, daß dasselbe, zur Zeit kaum mehr eine Million Köpfe zählend, im raschen und unaufhaltsamen Aussterben begriffen sei. Noch in 1862 veranschlagte der französische Reisende Henri Tiffier die Seelenzahl der Turkmeneu auf über anberthab Millionen und in den Reisebeschreibungen des Marchalls Herzog von Raquas in 1837 und des Freiherren von Hallberg-Bröich in 1838 finden wir übereinstimmend jenes kriegerische Volk mit über zwei Millionen Köpfe verzeichnet und als in der Zunahme befindlich angegeben.

Die in die 8 Stämme der Tete, Ersari, Tomuten, Tschador, Alieil, Sartz, Solor und Gölken getheilten Turkmeneu sind allzumal durch Abstammung, Religion, Gebräuche und Anschauungen unter einander eng verbunden. Gleich ihren nördlichen Nachbarn, den Kirgisen, theilen sie sich in Geschlechter oder Stämme, diese letzteren in Unterabtheilungen oder Horden und diese wieder in Untergeschlechter oder Clans. Alle leben in ganz gleicher Weise; sie erkennen keinerlei Obrigkeit an, jeder Turkmene ist sein eigener Herr und vollkommen unabhängig. Das Einzige, was sie hochachten, ist die Stärke und das Hertenommen, das „Abat“; allein obgleich sie sich streng an das Hergebrachte halten, handeln sie doch stets und überall nur in eigenen und nicht in gemeinsamem oder gesellschaftlichem Interesse. Deshalb leben von je her alle turkmenischen Stämme in offener Feindschaft mit einander, ja oft herrscht nicht einmal zwischen den einzelnen Zweigen der jeweiligen Stämme ein gutes Einvernehmen, und diese Zweieit ist die Ursache, weshalb die Turkmene so preis, weil sonst die Bezwingung dieses einst berühmten Händervolkes noch weit schwieriger gewesen wäre, als sie es schon ohnehin war.

Was die Turkmeneu besonders kennzeichnet, ist beispiellose Ergebenheit in ihr Geschick. Leiden und Unglücksfälle ertragen sie, ohne sich zu beklagen. Fatalisten bis zum Uebermaß, dem „Kismet“ unterliegend, sind sie von unerschütterlicher Tapferkeit, ja Tollkühnheit, und durchweg hochgewachsen und geschmeidig.

find sie in ihrer malerischen Tracht und mit ihrer vollendeten Bewaffnung fürchtbare Gegner im Felde.

Das „Abat“ selbst hat nur die Größe für die Beziehungen der Eltern zu den Kindern festgelegt, und ebenso noch für solche Fälle, wo das persönliche oder Familien-Interesse mit in's Spiel kommt, wie für Hochzeit, Begräbnisse, Kriegsbeute und dergleichen. Auch das allgemeine Wohl ist keinerlei Rücksicht genommen, mit Ausnahme etwelcher Feststellungen, welche die Instandhaltung oder Ausbesserung der Kanäle und die Benützung des Wassers betreffen. Allerdings während die Turkmeneu aus ihrer Mitte Häuptlinge, die „Makale“ (d. h. Weisbärte) oder Chans, welche bei den chivanischen und an der persischen Grenze wohnenden Stämmen, „Kiatubde“ genannt werden, jedoch haben diese Häuptlinge in Wirklichkeit keinerlei Gewalt, sondern auch mitunter einer oder der andern derselben bedeutenden persönlichen Einfluß besitzen mag, jedoch ist ihm geling, irgend ein Unternehmen in's Werk zu setzen oder aber zu verhindern.

Nicht einmal die Geistlichen oder Mollas, deren es übrigens sehr wenige giebt, genießen bei den Turkmeneu einen besonderen Ansehens. Ist aber der Mollas ausnahmsweise ein tüchtiger Mann und versteht er gut zu reden, so gewinnt auch er zuweilen großen Einfluß und erhält den Titel eines „Fischan“, d. h. eines von Gott erwählten und bei Gott beliebten Mannes, welchem Alles gelingt. Jedoch erstreckt sich auch sein Einfluß durchaus nicht auf Alles und seine Stellung ist häufig eine präfäre.

Bei ihren früheren Raubzügen sammelten sich die Turkmeneu um einen oder zwei Führer, die „Erdare“, welchen sie während der ganzen Expedition gehorchten und auch einen besonderen Theil von der Beute zukommen ließen. Mit Beendigung des Abenteuers jedoch hörte auch alle Bedeutung der „Erdare“ wieder auf, wenn dieselben nicht etwa zur Zahl der erwählten Chans, der „Makale“ gehörten. In den letzten Jahrzehnten freilich sind die Raubzüge nicht mehr vorgekommen.

Gleichwie aber in neuerer Zeit die Turkmeneu schon ein festes Familienleben haben und in ihren Dörfern, wo Acker- und Gartenbau betrieben werden, sich immer mehr zierliche Wohnsitze aus Lehm und Stenmehlens auch Steinen mit Grundbesitz — welcher sich wenigstens auf die selbstangelegten Gärten erstreckt — finden, so zeigen sich doch auch schon die Anfänge von Obrigkeit in den bis jetzt noch machtlosen „Makalen“ und Chans, und es unterliegt keinem Zweifel, daß deren Gewalt stetig wachsen wird, da die Nachbarn-Regierungen, welche mit den Turkmeneu Beziehungen anknüpfen haben, sie nach und nach dazu zwingen, Vertrauensmänner und Repräsentanten zu wählen, die immer mehr Macht gewinnen und diese dann ihren Söhnen überliefern, so daß allerevgen bereits eine Art von erblichen Chans mit Herrscher-gewalten existirt.

Obgleich bei den Turkmeneu, die ohne Ausnahme Mohammedaner sind, die Vielweiberei stark verbreitet ist, behält dennoch die in Ermanglung von Harem alle Freiheiten genießende Frau ein gewisses Ansehen, und es giebt sogar einige Frauen, welche auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß ausüben. Die Frauen befinden sich in der Minderzahl; es heißt, daß sie kaum den dritten Theil der Seelenzahl ausmachen. Gleich den Männern, sind sie ebenfalls schlant und geschmeidig, meist auch schön und präferieren sich bis in's Alter. Sie sind arbeitsam, anstellig, teufch und gute Mütter. Der Bräutigam muß die Frau von ihrem Vater kaufen und der „Kalm“ (Kaufpreis) schwant zwischen 200 und 500 Rubel (8175 bis 8425) oder entsprechendem Vieh, Produkten u. s. w. Die Frau bringt als Mitgift eine gewisse Anzahl selbstangefertigter Dedon und Filze, darunter eine sehr feine Dedo für das Pferd des Gatten. Die heidensüchtigen Hochzeitsgeschenke bestehen in Münzen, Platten, Glöckchen, Armbändern und Sattelzeug.

Gastfreundlichkeit bis zur Selbstentäußerung, ist dem Turkmeneu der ärmste Gast heilig und wird mit dem Besten bewirthet; nur reich beschenkt darf er von dannen ziehen. Jeder Verfolgte, er sei auch wer er mag, findet Obdach und Schutz.

Die von den Mollas gehaltenen Schulen der Turkmeneu sind äußerst primitiv; über Lesen, Schreiben und Rechnen hinaus geht die Bildung nicht. Bücher existiren in ihrer kaum 14,000 Wörter zählenden Sprache (einem Idiome des Türkischen) nur sehr wenige. Dennoch besitzen sie ihre Dichter, welche Krieg und Liebe besingen, und es giebt sogar eine, allerdings äußerst naive Schauspielkunst. Der Tanz ist sehr entwickelt, präzios und bildreich; die Musik aber ist grell, barbarisch, schrill; wahrhaftig „steinerwöden.“ Tamburin, Schellen und Panflöten sind außer Flachtrommeln die einzigen Instrumente. Die Turkmeneu erfreuen sich außerordentlicher Langlebigkeit; in 1898 zählte man bei einer Gesamtbevölkerung von kaum einer Million 22 Männer und 9 Frauen im Alter von über 100 Jahren, 80 Hundertjährige, nahezu 100 von 90 und über 700 von 80 Jahren. Trotzdem ist, wie gesagt, das der Kultur so gut wie ungenügende Kriegervolk auf dem Aussterbepfad, und das ist vielleicht gar nicht zu beklagen.

E. S. M.